

Museum festgestellt werden konnte, war zu vermuten, daß es in Privatbesitz blieb. Durch Zufall konnte jedoch das Medaillon im März 1958 bei seinem derzeitigen Besitzer in Alzey aufgenommen und bestimmt werden. Es handelt sich um folgendes Stück (*Abb. 1*): Vs: M COMMODVS ANTONINVS PIVS FELIX AVG BRIT, belorbeerte Büste des Kaisers mit Panzer und Paludamentum nach rechts, vom Rücken gesehen. Rs: PM TRP XII IMP VIII COS V PP, Commodus mit Zepter auf einem Felsen nach rechts sitzend, ihm gegenüber einer der Dioskuren mit Lanze, sein nach links stehendes Pferd haltend. AE, Gewicht 49,864 g, Stempelstellung ↓↓.

Dieser Typ ist für Commodus mehrfach bezeugt. Bei F. Gnechi, *I Medaglioni Romani* 2 (1912) 62, sind unter der Nummer 96 – unserem Exemplar entsprechend – vier Stücke verzeichnet und Taf. 84, 6 eines abgebildet, während eine geringfügige Variante a. a. O. 62 Nr. 97 = Taf. 84, 7 mit zwei Exemplaren angeführt wird. Aber auch Cohen kannte dieses Medaillon bereits (*III*² 300 Nr. 525), er führt außerdem noch ein Stück gleichen Typs aus dem vorangegangenen Jahr an (a. a. O. 296 Nr. 511), was Behrens wohl gleichfalls übersehen hat. Wie aus der Rückseitenlegende hervorgeht, ist das Alzeyer Medaillon zwischen Dezember 186 und Dezember 187 geprägt worden. Da Funde von Medaillons im römisch besetzten Germanien verhältnismäßig selten sind, bedeutet dieses Exemplar eine wertvolle Vermehrung der wenigen bisher bekanntgewordenen Stücke.

München.

Peter Robert Franke.

Besprechungen und Anzeigen

Paolo Graziosi, Die Kunst der Altsteinzeit. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart o. J. (Copyright: Sansoni, Florenz 1956). 158 S., 37 Abb., 300 Taf., 2 Karten. Preis DM 148,—.

„Dieses Buch will keine Abhandlung sein und noch viel weniger will es mit seinem erläuternden illustrierten Material eine Art Corpus der Kunstäußerungen der älteren Steinzeit, der paläolithischen Zeit, darstellen. Es ist entstanden, um dem Leser eine möglichst umfassende Übersicht über das großartige Phänomen von Erscheinen und Entwicklung der ältesten Kunst der Menschheit zu geben und ihn in einem Werk mit reichhaltigem Bildmaterial mit den bedeutendsten Werken dieser Kunst vertraut zu machen“. Das Ziel dieser einleitenden Sätze dürfte, um es gleich vorwegzunehmen, vom Verf. erreicht worden sein.

Nach einer allgemeinen Einführung behandelt er zunächst die Kleinkunst nach Stilprovinzen und innerhalb derselben nach Zeitstellung und Art der Objekte, danach die Felsbildkunst, getrennt nach Art und Inhalt, und führt dabei die wichtigsten Bilderstätten in kleinen Abschnitten vor. Er stellt das reichste Gebiet, das frankokantabrische, und seine Ausläufer in den Mittelpunkt und hebt davon eine in sich sehr uneinheitliche und vorwiegend geographisch zu begreifende mediterrane Provinz ab, aber auch die „schematisierende Kunst Osteuropas“. Die Westgrenze der letzteren zieht er in Mähren, und die Venus-Statuetten rechnet er ebenso wie alles, was an Kleinplastiken von Tieren und an geometrisierender Ornamentik im Westen vorkommt, zum frankokantabrischen Stil. Es ist überhaupt manchmal merkwürdig, zu beobachten, wie hartnäckig sich bei vielen Prähistorikern diese forschungsgeschichtlich verständliche frankozentrische Einstellung hält und wie man sich die Einsicht in die Polarität östlichen und westlichen Kunstschaffens im Jungpaläolithi-

kum und in die fruchtbaren Spannungs- und Ausgleichsverhältnisse, die das Eindringen der östlichen Elemente nach Westen mit sich bringt, verbaut und alles, was es im frankokantabrischen Raum an (z. T. durchaus in eigener Art umgeformter) Skulptur und Ornamentik gibt, aus diesem Raum zu erklären sucht. So bemüht sich denn auch Graziosi darum, die Ableitung von ornamentalen Elementen als Abstraktion naturnaher Vorbilder zu erklären, obwohl er in anderen Punkten solchen unilinearen Konstruktionen skeptisch gegenübersteht und z. B. das hohe Alter der „Makkaroni“ als unbewiesen ansieht und sogar die Venus-Statuetten nicht als Schöpfungen des frankokantabrischen Kulturgebiets zu verstehen vermag. Einiges an diesem Zwiespalt wird vielleicht verständlicher, wenn man sieht, daß der kenntnisreiche und belesene Verf. von M. Hoernes nur das Buch „Der diluviale Mensch in Europa“ (1903) anführt, nicht aber dessen richtungweisende „Urgeschichte der bildenden Kunst“ (1898; 21915) und deren Erweiterung durch O. Menghin (1925), obwohl bei Hoernes im Grunde jene ganze Gliederung schon vorhanden ist, die später von anderen unter einer anspruchsvollen und – wie Menghin es einmal nannte – „geistesgeschwängerten“ Ausdrucksweise verwertet wird. Auch von Menghins Werken wird nicht der Beitrag zum Handbuch der Archäologie berücksichtigt, dem ein – allerdings nicht explizite dargelegtes – ausgebautes und klares kunstwissenschaftliches Begriffssystem zugrundeliegt, sondern nur die „Weltgeschichte der Steinzeit“ (1931, 21940), in der allerdings gerade die ost-westliche Polarität schon in aller Deutlichkeit und überzeugend aufgezeigt wird. Vielleicht ist es das Streben nach Objektivität, das Graziosi nicht zu einem eindeutigen Standpunkt gelangen, sondern eine Vermittlung versuchen läßt, die vielfach schillernd und mehrdeutig bleibt.

Was die Interpretation angeht, folgt Graziosi der üblichen und durch die ständige Wiederholung allmählich zu einer festen Lehrmeinung gewordenen Erklärung als Mittel des Zaubers. Allerdings gibt er zu, daß so nicht alles verstanden werden kann und glaubt z. B., daß eine Deutung der Mischwesen ein „nutzloses Beginnen“ sei. Immerhin nähert er sich dieser Frage durch Andeutung des Ineinanderfließens menschlicher und tierischer Gestalt, die er aber nicht im Rahmen eines animalistischen Weltbildes sieht, sondern in einer psychologisierenden Art zu verstehen sucht, die im wesentlichen auf L. Lévy-Bruhls „Loi de participation“ hinausläuft. Ebenso vermag er sich in der Beschränkung auf das Zauberesen die Reihung menschlicher Gestalten um den Kopf, die Vorderbeine und das Rückgrat eines Boviden nicht zu erklären, obwohl eine Interpretation als Opfer (oder auch als Wiederbelebungszeremonie) keine Schwierigkeiten bietet. Es wird aber voraussichtlich noch lange dauern, bis die (kaum noch) neueren Erkenntnisse ethnologischer Religionsforschung und ihre Verwertung durch Religionsphänomenologen, die sich von der evolutionistischen und ahistorischen Einstellung gelöst haben (wie vor allem M. Eliade), sich auch in der prähistorischen Archäologie durchsetzen. Bis dahin werden wohl noch weitere Ansätze zur Befreiung vom alten Schema, wie sie bei Graziosi öfters anklingen, leider steckenbleiben.

Aber das sind Einzelheiten, an denen herumzumäkeln dem Buche nicht gerecht würde, dessen Schwerpunkt nach Absicht und Inhalt auf der Vorführung der Dokumente liegt, der vor allem der reiche Tafelteil dient. Man könnte fast meinen, daß hierin manchmal des Guten etwas zu viel getan wird, wenn z. B. Kleinplastiken z. T. in dreifacher Vergrößerung abgebildet werden. Erfreulich ist vor allem, daß Graziosi nicht nur die gängigen und immer wieder abgebildeten Kunstwerke bringt, sondern auch weniger bekannte und an abgelegenen Stellen oder auf verschiedene Zeitschriftenartikel verteilt publizierte Funde. Wertvoll ist auch, daß bei einigen bunten Malereien die in ihnen verborgenen und ihr zeichnerisches Gerüst bildenden Gravierungen ge-

sondert abgebildet und damit herausgehoben werden. Gewiß kann man verschiedener Meinung darüber sein, was man in einem solchen Werk bringen und was man weglassen soll. Der Rezensent vermißt nur ungern das vor einigen Jahren von A. Rust gefundene Objekt, auf dem ein feineres Ornament durch ein sekundär angebrachtes größeres zerstört worden ist. Aber das kann nichts daran ändern, daß der Verf. sicher das gestellte Ziel erreicht hat, einem breiten Publikum eine brauchbare Übersicht über die Phänomene der Altsteinzeitkunst zu geben. Kann es eigentlich für ein solches Unternehmen ein höheres Lob geben, als daß man ihm zugestehen muß, daß es auch dem Fachmann als Kompendium unentbehrlich sein wird?

Um so bedauerlicher ist die „einzig autorisierte deutsche Übersetzung von M. Wiesel, Rom“. Es soll dabei nicht über stilistische Dinge geredet werden: in dieser Hinsicht sitzt der heutige Fachwissenschaftler meist selbst im Glashaus. Immerhin spricht es nicht gerade für den Übersetzer, daß allenthalben noch der Satzbau und die Ausdrucksweise der Originalsprache durchscheinen. Auch von den leider vorhandenen grammatischen Schnitzern sei nicht die Rede. Schlimmer ist, daß durchweg gar nicht erst das zutreffende deutsche Wort, geschweige denn der richtige Fachausdruck gesucht wird. Da wird z. B. die „Linea nivale“ überhaupt nicht übersetzt, und es ist die Rede vom „meridionalen Elefanten“ und vom „Eustatismus“. „Der (!) Mammut“ hat ein „langes Fell“, und mit ihm zusammen lebt das „wollige Rhinoceros“. Bildliche Darstellungen unterrichten uns über die „Morphologie der Tiere“ ebenso wie die Funde ihrer „mumifizierten Körper“. Tierbilder „wurden zur Zelebrierung eines Jagdzaubers verwendet“, um dadurch „den Fang der jeweiligen Tierart zu beeinflussen“. Da ist weiterhin die Rede von „radioaktiven Kohleteilchen“ oder von „Carbonium“, sowie von der „Sonnenradiationskurve“. Im älteren Paläolithikum gab es Menschenformen, „als deren eine Filiation der Neandertaltypus erscheint“. Graziosi selbst fühlt sich in den naturwissenschaftlichen Fragen anscheinend nicht so recht zu Hause und greift auf die veralteten Vorstellungen von Boule und Dubois zurück. Im Zusammenhang mit der unmöglichen Übersetzung entsteht dadurch mancher Nonsens und manches leere Wortgeklingel, z. B.: „Das Phänomen der Vereisung bewirkte auch andere Rückwirkungen von großer Bedeutung“; den „Ablauf dieser klimatischen, geologischen, biologischen Ereignisse“ erlebte „der Mensch als Zuschauer“, und die Länge des Pleistozäns ist kurz, vergleicht man sie „mit der Zeit der gesamten geologischen Entstehung unserer Erde“. Das ist keineswegs willkürlich herausgegriffen, sondern findet sich alles auf den einleitenden zweieinhalb Seiten 10–12. Man könnte freilich noch sagen, daß es sich dabei in der Hauptsache um naturwissenschaftliche Dinge handelt, mit denen der Übersetzer auf dem Kriegsfuß steht. Aber auch im ganzen weiteren Text stolpert man von Abschnitt zu Abschnitt über derartiges. Es genügen wohl einige Beispiele aus den folgenden zweieinhalb Seiten (13–15): „Zeit der geglätteten Steine“, „Splitter-Abschläge“, „besonders gelagerte ‚Atmosphäre‘ der Werkzeugindustrien“, „Kieselklingen“, „Rentier- und Hirschhorn“, „Pfeilrichter“ usw. Aber es gibt noch viel schönere Dinge. So ist z. B. gleich auf der nächsten Seite die Rede von der „von Piette angefertigten Skizze der chronologischen Folge der quartären Kunst“. Auf den gleichen Seiten findet man zwei eklatante Beispiele dafür, daß der Übersetzer den Sinn des Textes überhaupt nicht verstanden zu haben scheint, nämlich in dem, was über das Verhältnis von Aurignacien und Périgordien gesagt wird, und wenn davon die Rede ist, mit den „Propulsoren“ seien Pfeile (!) abgeschossen worden. Sehr häufig kommt im Text auch das Wort „Inzision“ vor (z. B. „Inzisionen auf Ton“ für die Einritzungen im Lehm der Wände und Böden der Höhlen), das in der deutschen Umgangssprache kaum ge­läufig ist und als Fachausdruck eine bestimmte Art der Beschneidung bezeichnet.

Und wenn man schon nicht das deutsche Wort „Speer“ gebraucht, dann sollte man richtig „Assegai“ sagen statt des unsinnigen „Sagajen“. Und last not least stellt sich die Frage, ob H. Breuil wohl besonders erfreut darüber ist, daß er zum „Abt“ wurde.

Man fragt sich vergebens, wie ein angesehenere Verlag eigentlich dazu kommt, ein solch verdienstvolles Werk durch einen jeder Sachkenntnis baren Übersetzer derart verunstalten zu lassen. Sollte es nicht möglich gewesen sein, einen sachkundigen Redaktor zu finden? Bei dem ohnedies hohen Preis des Buches wäre es auf diese geringen Mehrkosten doch wohl auch nicht mehr angekommen. Aber leider ist das kein Einzelfall: es sei nur erinnert an das im gleichen Verlag erschienene Büchlein von L. Méroc und J. Mazet über die Höhle von Cougnac, in dessen deutschem Text z. B. eine Lampe als „Schädeldecke“ bezeichnet wird.

Göttingen.

K. J. Narr.

Johannes Brøndsted, Danmarks Oldtid I. Stenaldere. 2. Auflage. Gyldendal, Kopenhagen 1957. 408 S., 278 Abb., 10 Taf., 4 Farbtaf.

Wenn diese schöne Zusammenfassung der Vorgeschichte Dänemarks nach zwei Jahrzehnten in neuer Auflage erscheint, so bedeutet das mehr als gewöhnlich in solchen Fällen; unter dem Eindruck einer Fülle von neuen Funden hat die dänische Forschung inzwischen in vielen Punkten auch ein neues Bild des nordischen Altertums entworfen. Mächtig wurden die naturwissenschaftlichen Hilfen der Archäologie gefördert, und selbst der Krieg hat durch den verstärkten Abbau der Torfmoore zur Vermehrung der Quellen beigetragen. Zwar sind die glücklichen Zeiten vorüber, als ein Mann, Sophus Müller, auf Grund eigener primärer Studien die Vorgeschichte seines Landes darstellen konnte; eine Vielzahl von Spezialisten ist heute am Werke, das Gebäude der Wissenschaft immer größer, aber auch unübersichtlicher auszubauen, und aus erster Hand sind jeweils nur Ausschnitte zu erlangen. Um so höher müssen wir es anrechnen, wenn heute ein Einzelner das Wagnis unternimmt, eine Synthese zu geben. Brøndsted schreibt für ein breites interessiertes Publikum, das es offenbar in Dänemark gibt, zugleich bemüht, in strenger Form den neuesten Stand der Forschung festzuhalten. Ein zentraler kritischer Standort wird dabei nur bedingt angenommen, die Darstellung folgt ruhig abwägend in fast epischer Breite den grundlegenden Forschungen neuerer dänischer Autoren, deren Namen man in einem ausführlichen Anhang von Anmerkungen zu den einzelnen Seiten nachgewiesen findet. Zahlreiche den Satzspiegel begleitende Randnoten wie auch zwei Register für Namen und Sachen machen das Werk für den Laien wie den Fachmann durchsichtig und zu einem nützlichen Handbuch; kein Vergleich mit manchen heute üblichen kollektiven Büchern, deren inneren Zusammenhang nur die Schere der Redaktion fördert.

Dänemark wird als ein weiter ausgreifender Kulturraum verstanden, wie er auch in historischer Zeit unter der dänischen Krone vereinigt war, also mit Einschluß von Schonen, Schleswig und den Küstengebieten des westlichen Ostseerausganges. Der Schwerpunkt auf Seeland ist deutlich. In diesem Rahmen wird eine gewisse nordische Isolation gewahrt und über Holstein hinaus die Verbindung mit dem Süden nur in sehr allgemeinen Wendungen skizziert, obgleich doch die dänischen Kulturen offensichtlich in engster Verbindung mit verwandten Gruppen in Deutschland stehen. In dieser Hinsicht kann man die soeben gleichfalls in zweiter Auflage erscheinende Ur- und Frühgeschichte Schleswig-Holsteins, aus der Feder von G. Schwantes und H. Jankuhn, als Ergänzung des dänischen Werkes benutzen.